

On-Site oder On-Line?

Felderfahrungen im E-Learning-Bereich

Bernd Burkhardt

Die Ethnographie begegnet jedem Studenten der Kulturanthropologie und Europäischen Ethnologie von Anfang an, in allen Seminaren und Vorlesungen. Zumeist in dieser Weise:

„When used as a method ethnography typically refers to fieldwork (alternatively, participant observation) conducted by a single investigator who ‚lives with and lives like‘ those who are studied, usually for a year or more“ (van Maanen 1996, S. 264).

Die Ethnographie als klassische Methode impliziert eine über die alleinige Beobachtung hinausreichende Partizipation am alltäglichen Leben der Erforschten. Die Verbindung und Affinität für einen Forschungsraum hält auch aus diesem Grund bei vielen Forschern teilweise ein Leben lang an. Freundschaften, emotionale Brücken und manchmal auch Beziehungen entstehen innerhalb dieser Kontexte. Eine langfristige Teilnahme am Geschehen vor Ort zur Zeit der Forschung und eine Trennung vom alten Lebensumfeld sind die zentralen Momente dieser Methode. Natürlich ist der Prozess durch moderne Mittel der Online- und Telekommunikation abgeschwächt worden, nichts desto trotz ist die Trennung und Loslösung aus dem gewohnten Kontext eine nicht zu unterschätzende emotionale Belastung. Die kausale Kette einer klassischen ethnographischen Forschung beginnt mit dem Vorbereiten der Forschung im Heimatland. Also das Aneignen von Sprachkenntnissen, das Herstellen von Kontakten und Sondieren von möglichen Forschungsschwerpunkten und Interviewpartnern. Es folgt das Verlassen des eigenen Umfelds und der Eintritt in das Lebensumfeld der Erforschten, das Sammeln von Daten und Material, Aussagen und Interviews. Im Anschluss an die Feldforschung kehrt der Forscher in sein gewohntes Lebensumfeld zurück, wertet aus, schreibt seine Arbeit, einen Beitrag oder Artikel und veröffentlicht ihn (siehe Beer 2003). An diesem Punkt setze ich fürs erste

einen Schlusstrich unter den Ablauf (dieser hier vereinfacht dargestellten klassischen Ethnographie) und verweise vorab schon einmal darauf, dass ich einen anderen Weg gewählt habe.

„In den vergangenen Jahrzehnten hat sich der Gegenstand der Ethnologie zunehmend zu verändern begonnen: die vermeintlich isolierte Ethnie in einem anderen Erdteil, das in sich geschlossene Dorf („in meinem Dorf...“), die Generationen von Ethnologen beschrieben und von denen sie in Vorträgen und Vorlesungen erzählt haben, gibt es nicht mehr – wenn es sie überhaupt je gegeben hat!“
(Hauser-Schäublin/Brautkämper 2002, S. 9)

Diese Veränderung des ethnologischen und kulturanthropologischen Forschungsgegenstands und damit der Feldkonstruktion und der Feldforschung ist augenscheinlich geworden durch vielfältige, teilweise mediengetragene Globalisierungstendenzen. Die Einheit von Raum und Kultur ist heute nicht mehr aufrechtzuerhalten (siehe Hauser-Schäublin/Brautkämper 2002)

Mit dem vorliegenden Artikel möchte ich meine Forschung exemplarisch in diesem Zusammenhang beleuchten. Darüber hinaus ist dieser Artikel als Bericht verfasst, der meine Erfahrungen als Kulturanthropologe in einem stark von Medien geprägten Feld beschreibt, meine eigene Forschungsgeschichte. Meine Bachelor-Forschung im Rahmen des Projekts „U-Society“ bei Dr. Petra Ilyes habe ich an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main verortet. Ich werde darin die Szenarien der akademischen Wissensvermittlung der Zukunft thematisieren, am Beispiel des „megadigitale“-E-Learning-Projekts der Goethe-Universität. Mein vorläufiges Ergebnis ist, dass Bildung sich in Zukunft in einem verstärkten Maß via E-Learning abspielen wird und zudem eine Einbettung in ökonomisch und von Flexibilisierung geprägte Kontexte erfahren wird.

Es ist ein stringenter Gedanke, ein nahes, gut erreichbares und für mich als Angehörigen der Universität zugängliches Feld zu wählen. Letztlich mag es also auf den ersten Blick unverständlich erscheinen, warum man sich gerade in der essentiellen, für die Feldforschung vorgesehenen Phase außerhalb dieses Rahmens begeben sollte. In meinem Fall handelt es sich dabei um ein Erasmussemester in Wien, wie es viele andere tausend Studenten jedes Jahr machen, mit allen Schwierigkeiten und neuen Erfahrungen, die dazugehören. Natürlich

ist mir bewusst, dass meine Situation nicht außergewöhnlich ist, schließlich verbringen viele Studenten der Kulturanthropologie das fünfte und damit das Forschungssemester ihrer Bachelorarbeit im Ausland, von Stockholm bis Barcelona. Nichtsdestotrotz beanspruche ich in gewisser Weise eine Besonderheit für meine Arbeit. Denn ich hätte mein akademisches Umfeld nicht verlassen müssen, um mein Forschungsobjekt zu erreichen. In gewisser Weise transportiert die Kulturanthropologie immer noch einen tiefgreifenden Anspruch an die Ethnographen:

„Der Wissenschaftler muss gewissermaßen aus seiner Alltagswelt 'aussteigen'. Er muss, wie der Phänomenologe Alfred Schütz immer wieder darlegte, sein Relevanzsystem radikal verändern und wechseln“ (Wagner 2006, S. 76f.).

In gewisser Hinsicht spielt dabei die räumliche Trennung sowohl eine fördernde als auch beitragende Rolle, wie ich im Laufe meiner Forschungserfahrung festgestellt habe. Die räumliche Trennung war für mich von Bedeutung, weil ich selbst in der Rolle des Nutzers mit E-Learning an meiner Universität zu tun hatte. Es ist eine Belastung, etwas zu erforschen, das einen auch als Privatmann/-frau selbst betrifft. Während meiner Forschung habe ich bis jetzt zwei Monate in Frankfurt und fast drei Monate von Wien aus geforscht und möchte hier die Möglichkeit nutzen, um die Erfahrungen der beiden „Feldsituationen“ miteinander zu vergleichen. Die eigene Betroffenheit durch das Forschungsobjekt, die eigene Involviertheit, stellte für mich in der Forschungsphase in Frankfurt, also dem „on site“-Teil meiner Forschung, eine starke Belastung und subjektive Beeinflussung dar. Gerade das Führen von Interviews und die anschließende Auswertung, das Beobachten und die Teilnahme an Konferenzen waren für mich insofern herausfordernd, als hier eine Polarität zwischen meiner persönlichen Meinung und meinem Anspruch auf akademische Neutralität zunehmend zu Tage trat. Cloos und Thole haben diese Schwierigkeit in einem Aufsatz innerhalb des Sammelbands „Ethnografische Zugänge“ sehr treffend auf den Punkt gebracht: „Der Eintritt ins Feld ist damit verbunden, dass teilnehmende BeobachterInnen mit vielfachen Prozessen des Positionierens und Positioniert-Werdens konfrontiert werden“ (Cloos/Gruber/Königter/Schoneville 2006, S. 237).

In meinem Fall überschneiden sich die Positionen und Rollen des Studenten und des Forschers, überlagern sich und reichen in ihrer tagtäglichen Praxis ineinander hinein. Verbunden war das für mich mit einer zunehmenden Belastung in dieser Zeit. Gerade die Nutzung von E-Learning betraf mich – und betrifft mich immer noch – im Rahmen meines Studiums an der Goethe-Universität. Die Schwierigkeit dabei ist, dass ich mir im Umgang mit den betreffenden Medien natürlich als Privatperson schon Gedanken gemacht, mit Kommilitonen und Kommilitoninnen diskutiert, Meinungen ausgetauscht und gebildet hatte. Zur Folge hatte das, dass ich stark vorbelastet in mein Feld ging, was auch hinreichend in der Fachliteratur thematisiert wird: „Immer ist die Zielsetzung der Forschung auch durch persönlich bestimmte Werturteile beeinflusst“ (Beer 2003, S. 15). Die Erkenntnis, dass ich etwas erforsche, das mich in seinen Ansätzen heute schon betrifft, kam für mich erst mit der Entfernung aus dem Feld, meinem gleichzeitigen Studiumsumfeld. Diese Einsicht hat mein weiteres Arbeiten stark beeinflusst und mir das Kenntlich-Machen von subjektiven Elementen in meiner Arbeit, vor mir und durch mich selbst, erleichtert. Bettina Beer beschreibt in ihrer Einleitung „Feldforschungsmethoden“ im Band „Methoden und Techniken der Feldforschung“ eine ähnliche Feststellung:

„Ein wenig Distanz kann helfen Probleme in einem neuen Licht zu sehen und auf neue Ideen zu kommen. Letztlich ist Forschung auch ein kreativer Prozess, der durch zu viel Routine und Überdruß behindert wird“ (Beer 2003, S. 26).

Zusammenfassend lässt sich für meine Forschung festhalten, dass die Loslösung der Kommunikation mit den Interviewpartnern von räumlicher Bindung und der räumliche Abstand von meiner „on site“-Situation mir sowohl ermöglicht haben, individuell-subjektive Einflüsse und Eindrücke kenntlich zu machen als auch das Konzept des „on site“ an sich zu hinterfragen.

Bis zu meiner Abreise aus Frankfurt hatte ich fünf Interviews mit Experten aus dem Feld geführt und begonnen, diese zu transkribieren und auszuwerten. Von Wien aus stellte sich für mich das Ansprechen von weiteren Interviewpartnern als zentrales Problem dar. Ich konnte nicht einfach in die Büroräume von megadigitale marschieren und die Kontakte selbst herstellen, sondern war in viel größerem Maße auf die Vermittlung von Kontakten durch bereits befragte Inter-

viewpartner angewiesen. Letztlich haben sich dadurch noch drei weitere Mitarbeiter von megadigitale zu einem E-Mail-Interview bereit erklärt. Es handelt sich bei diesem Modell um eine verkürzte Fassung des „face-to-face“-Fragebogens, der immerhin aus zweiundzwanzig Fragen bestand und damit für eine schriftliche Befragung entschieden zu groß und zu offen gehalten war. Ich konnte den Fragebogen auf jene Fragen herunterbrechen, die aus der Erfahrung der vorangegangenen Interviews tatsächlich im Rahmen meiner Forschung Relevanz besaßen und bei denen dasselbe auch von meinen Interviewpartnern bestätigt wurde. Die Methode selbst ist in der Kulturanthropologie und Europäischen Ethnologie noch nicht fest im Repertoire einer Ethnographie verankert: „Diese Situation hat sich mit dem Internet insofern geändert, als seit einigen Jahren von verschiedenen Forschern Ansätze verfolgt werden, offene Interviews auf elektronischem Weg zu realisieren“ (Bergmann 2006, S. 31). Ich setze diese Technik aufgrund der räumlichen Trennung vom Forschungsfeld mit derzeit zwei Interviewpartnern ein und bin zurzeit in der Vorbereitungsphase für eine weitere E-Mail-Interviewsequenz. Im direkten Vergleich fällt mir jetzt schon vor allem ein zentraler Unterschied im Umfang der Antworten auf. Das „face-to-face“-Interview hat im Schnitt vierzig bis sechzig Minuten in Anspruch genommen und die Antworten waren um einiges länger und ausführlicher, reichten meistens über den Rahmen, den die Frage ursprünglich intendiert hatte, hinaus. Teilweise schweiften die Befragten weit vom Thema ab und ich musste die Frage mehrmals wiederholen. Was aber vor allem auffiel, war, dass die Befragten einen ausgeprägten Bezug zu ihrer eigenen Biographie im Beruf herstellten. Sie sprachen ganz offen über ihre eigenen Bildungsideale und stellten Bezüge zu ihren Zeit- und Biographie-spezifischen Prägungen her. So erwähnte einer der Interviewpartner auf die Frage nach Bildungsidealen in seinen Zukunftsvisionen zuerst einmal seine eigene humanistische Prägung und einige andere nahmen ebenfalls ganz aktiv Bezug auf eigene biographische Momente. In den E-Mail-Interviews ist das nicht vorgekommen. Die Antworten waren knapp, direkt und auf den Punkt gebracht. Die Schwierigkeit lag für mich in diesem Fall dann darin, dass sie äußerst kontextarm waren. Ich wusste wenig über soziale und demographische Hintergründe meiner Befragten und diese waren für mich auch in keiner Weise durch mein Befragungsmedium verifizierbar. Da ich die Befragten zumindest kurz während meiner Forschungsphase in Frankfurt kennengelernt hatte, konnte ich von einer stabilen

Gesprächssituation für mich ausgehen. Ein Beispiel für eine solche Kombination von On- und Offline-Gesprächen findet sich auch in Anke Bahls Publikation „Zwischen On- und Offline“ aus dem Jahr 2002. Auch die Befragungssituationen unterscheiden sich. Die gesamte Situation eines „face-to-face“-Interviews ist eingebettet in den sie umgebenden Kontext, der erheblich zum Verständnis und der Einordnung des Gesagten in ein weiter gespanntes Themenfeld beiträgt. Man sitzt zusammen in einem Büro, vielleicht umgeben von persönlichen Gegenständen, Fotos, Kalenderbildern, Kunst etc. Das E-Mail-Interview hingegen ist nicht in diesem Ausmaß eingebettet und eine gewisse Kontextualität lässt sich auch nur über längerfristige Zeiträume herstellen. Nichtsdestotrotz hat das E-Mail-Interview auch seine Vorteile gegenüber dem „face-to-face“-Modell. Gerade durch das Nichtvorhandensein eines Kontexts werden problematische Themen wesentlich ausführlicher von den Befragten beantwortet, als das in meinen „face-to-face“-Interviews bisher der Fall war.

Judith Schlehe beschreibt das folgendermaßen:

„[...] aber dafür bietet nach Bampton/Cowton (2002) ein E-Interview auch Vorteile: Sensitive Themen werden von manchen Menschen lieber im virtuellen Raum als in einer direkten Begegnung besprochen“ (Schlehe 2003, S. 81).

Natürlich kann das, wie Schlehe es ja auch schon einschränkend anmerkt, nicht für alle Interviewpartner gesagt werden. Trotzdem hat sich im Rahmen meiner Forschung gerade die Tatsache bestätigt, dass insbesondere sensible Bereiche wie die Frage nach Themen wie Sicherheit und Konflikt wesentlich direkter und ohne Umschweife beantwortet wurden. Ich hatte letztlich mehr Zeit in den Aufbau eines gewissen Vertrauens zu investieren, als dies vielleicht bei einem „face-to-face“-Interview der Fall gewesen wäre. Auch für mich selbst aus der Rolle des Interviewers waren die Interviewsituationen grundverschieden. Ging es beim „face-to-face“-Interview im Idealfall darum, ein flüssiges Gespräch zu schaffen, so war die Gesprächsentwicklung oder Anbahnung eines erzählenden Gesprächs beim E-Mail-Interview nicht so unmittelbar gefordert; man kann sich vor allem für Nachfragen Zeit lassen. Im „face-to-face“-Interview lag für mich die hauptsächliche Schwierigkeit darin, das Gespräch konstant durch neue Fragen und Querverweise in Gang halten zu müssen, aber gleichzeitig immer wieder Nachfragen zu angeschnittenen Themen zu stel-

len. Das Abwägen von Aufmerksamkeiten, das Zuhören, das Einordnen von Antworten und das Stellen von Fragen zu koordinieren, ist anstrengend und fordernd. Auch die Teilnahme an Konferenzen und an der Arbeit der Experten ist natürlich aus der Distanz nicht möglich, darum verschiebt sich auch hier die Operationalisierungsebene auf Internet-gestützte Medien. Die Beobachtung solcher Ereignisse und damit verbundener Kommunikation kann teilweise über Blogs und interaktive Plattformen abgedeckt werden. Gerade in meinem sehr technisch geprägten Forschungsfeld findet hier ein großer Teil der informellen Kommunikation und Interaktion zwischen den Beobachteten statt. Hier habe ich festgestellt, dass die Bezeichnung „on site“-Forschung in dieser Form nicht zutreffend ist. Der E-Learning-Bereich und seine Akteure nutzen zu weiten Teilen das Internet als Handlungsraum. Zu behaupten eine alleinige Verortung an der Universität Frankfurt sei möglich, ist also eine Fehlannahme.

Die Beobachtung ist durch Anwendungen wie Blogs, Chats und Foren quasi in Echtzeit, aber örtlich ungebunden möglich:

„Im letzteren Fall – Internet als Kommunikationsraum – lässt sich relativ plausibel argumentieren, dass etwa die Erforschung von Chatroom-Gesprächen mittels der Methode der teilnehmenden Beobachtung (Die Forscherin beobachtet im Netz die gleichzeitig stattfindende Kommunikation oder nimmt sogar an dieser Kommunikation teil) möglich ist“ (Bachmann/Wittel 2006, S. 205).

In Forschungsfeldern mit einer verstärkten Nutzung von Web2.0-Applikationen unter den Befragten sollte die Beobachtung der informellen Kommunikation im Netz ein zentrales Moment der Feldforschung sein. Bettina Beer drückt dies folgendermaßen aus: „Trotz der Fokussierung auf Einzelprobleme und bestimmte Fragestellungen haben Ethnologen den Anspruch, ganzheitlich zu arbeiten, das heißt: die Gesamtzusammenhänge zu erfassen“ (Beer 2003, S. 12). Insbesondere in meinem Forschungsfeld, in dem viele Professionals aus dem technischen und informatischen Bereich arbeiten, ist die Kommunikation und der globale Austausch via Internet und in Diskussionsforen ein zentrales Moment der Kommunikation, wird von den Beteiligten als Raum der Aushandlung und des Diskurses genutzt und gesucht. Von daher wäre die alleinige Beschränkung auf die „face-to-face“-Kommunikation in den Interviews oder die Teilnahme an

Konferenzen in ihrer Reichweite zu begrenzt, um einen Großteil der Handlungen innerhalb meines Forschungsfelds zu erfassen. Eine Feldkonstruktion allein mit dem Gedanken der Lokalität greift hier nicht mehr, weil virtuelle und mediale Aktivität sonst ausgeschlossen bleiben. Die Kommunikation findet in großem Umfang nicht sichtbar in Fachforen statt:

„Bei einer Forschung in modernen Industriegesellschaften oder in Städten kann etwa die Teilnahme weit schwieriger sein als in einem Dorf in den Tropen, wo sich ein Großteil des alltäglichen Lebens ohnehin für alle sichtbar außerhalb des Hauses vollzieht“ (Beer 2003, S. 19).

Meiner eigenen Forschungserfahrung zufolge geht dies sogar so weit, dass gerade die nicht sichtbare informelle Kommunikation bei weitem den Umfang der „face-to-face“-Kommunikation überschreiten kann. Die Fülle an Foren und Diskussionen im Netz übersteigt die Anzahl von Konferenzen und Meetings um ein vielfaches. Die Schwierigkeit liegt schlussendlich in der Auswertung und Bewertung des medial gestützten Austauschs:

„Medien verweben und verwachsen immer dichter mit den Lebenspraktiken des privaten und beruflichen Alltags, und deshalb wird es immer schwieriger sie aus ihren jeweiligen Verwendungskontexten herauszulösen und in Form einzelner Variablen abzubilden.“ (Bergmann 2006, S. 15ff.).

McLuhan hat die Anwendung von Massenmedien einmal treffenderweise als Ausweitung unserer menschlichen Sinne beschrieben (McLuhan 1968, S. 28, S. 79, et passim). In diesem Sinne beziehe ich mediale Beobachtung und Kommunikation in mein Forschungsrepertoire mit ein.

Ohne meinen Aufenthalt außerhalb des Forschungsfelds wäre die nötige Distanz nicht entstanden, auch diese nicht örtlich gebundene, medial transportierte Kommunikation miteinzubeziehen. War ich am Anfang noch von einer örtlich stabilen, lokalen Forschung ausgegangen, habe ich durch die Entfernung aus dem Umfeld eine neue Seite meines Forschungsfelds entdeckt, die in viel größerem Ausmaß Beobachtung von translokaler Aktivität und eigene Feldkonstruktion

voraussetzt. Im Rahmen meiner bisherigen Forschung habe ich schlussendlich folgende Erkenntnis gewonnen: „If culture and community are not self evidently located in place, then neither is ethnography“ (Hine 2000, S. 64).

Literatur

- Bachmann, Götz, und Andreas Wittel (2006): Medienethnographie. In: Ruth Ayaß und Jörg Bergmann (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Hamburg, S. 183–219.
- Bahl, Anke (2002). Zwischen On- und Offline. Identität und Selbstdarstellung im Internet. München.
- Beer, Bettina (2003). Einleitung: Feldforschungsmethoden. In: Dies. (Hg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin, S. 9–31.
- Bergmann, Jörg (2006). Qualitative Methoden der Medienforschung- Einleitung und Rahmung. In: Ruth Ayaß und Jörg Bergmann (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Hamburg, S. 13–41
- Cloos, Peter, Diana Gruber, Stefan Köngeter und Holger Schoneville (2006): Feldeintritte. In: Peter Cloos und Werner Thole (Hg.): Ethnografische Zugänge. Professions- und adressatInnenbezogene Forschung im Kontext von Pädagogik. Wiesbaden, S. 231–253.
- Hauser, Ulrich, und Brigitta Hauser-Schäublin (2002). Zu einer Ethnologie der weltweiten Verflechtung. In: Brigitta Hauser-Schäublin und Ulrich Braukämper (Hg.): Ethnologie der Globalisierung. Perspektiven kultureller Verflechtung. Berlin, S. 9.
- Hine, Christine (2000), Virtual Ethnography. London.
- van Maanen, John (1996). Ethnography. In: Adam Kuper und Jessica Kuper (Hg.): The Social Science Encyclopedia, 2nd ed. London, S. 263–265.
- McLuhan, Marshall (1968): Die magischen Kanäle: „Understanding Media“. Düsseldorf; Wien.
- Schlehe, Judith (2003). Formen qualitativer ethnografischer Interviews. In: Bettina Beer (Hg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin, S. 71–94.
- Wagner, Hans (2006). Beobachtung, Interpretation, Theorie. In: Ruth Ayaß und Jörg Bergmann (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Hamburg, S. 72–96.